



STEFANIE SCHEURICH

DECEPTIVE CITY

AUSSORTIERT

STERNENSAND VERLAG

Deceptive City (Band 1): Aussortiert

Sicher. Sauber. Perfekt.

Das ist die Stadt, in welcher die sechzehnjährige Thya ein sorgenfreies Leben hinter schützenden Mauern führt. Eltern können sich ihre Wunschkinder kreieren lassen, niemand wird je krank und alles läuft in geregelten Bahnen. Thya ahnt nicht, dass es außerhalb ihrer heilen Welt Menschen gibt, die täglich ums Überleben kämpfen müssen. So wie Mitchell, der nur einen einzigen Ausweg sieht, um seine kranke Mutter zu retten: Er muss in die Stadt schleichen und Antibiotika besorgen, sonst stirbt sie. Dass er dabei nicht nur sein Schicksal, sondern auch das von Thya verändert, scheint in einer Welt, in der alles perfekt geplant ist, ein Ding der Unmöglichkeit.

Aber Menschen sind nicht perfekt. Sie machen Fehler.

Und sie neigen dazu, andere den Preis dafür zahlen zu lassen.

Die Autorin

Stefanie Scheurich wurde 1997 in Esslingen am Neckar geboren. Durch Reihen wie ›Harry Potter‹ und ›Gregor‹ entdeckte sie ihre Leidenschaft für Bücher und schon bald mussten eigene Geschichten auf Papier gebannt werden. Erst nach dem Abitur begann sie allerdings, sich aktiv dem Schreiben von Romanen zu widmen, und veröffentlichte 2016 ihre ersten Geschichten.

Sie lebt zusammen mit ihrer Familie in einem kleinen Stadtteil von Esslingen, besucht regelmäßig den Ballettunterricht und widmet sich nebenbei ihrem Studium.

Stefanie Scheurich

DECEPTIVE CITY

Band 1: Aussortiert

Dystopie

STERNENSAND

www.sternensand-verlag.ch | info@sternensand-verlag.ch

1. Auflage, Juni 2018

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2018

Umschlaggestaltung: Sarah Buhr | Covermanufaktur & Stefanie Scheurich

Lektorat / Korrektorat: Sternensand Verlag GmbH | Martina König

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Titelillustrationen: Eky Chan | fotolia.de

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-90-6

ISBN-10: 3-906829-90-6

Für dich, Mama!
Du hast es schon immer gewusst.



TIHYA

Sieht er her?«

Chloe lässt ihren Blick an meiner Schulter vorbeischielen und fängt an zu grinsen. Das weiche Licht der Deckenbeleuchtung bricht sich in ihren gelben Augen, sodass man den Eindruck bekommen könnte, sie glühten von innen heraus. An unserem ersten Schultag saßen wir in der Einführungsveranstaltung nebeneinander und sind seitdem in jeder Unterrichtsstunde, die wir gemeinsam verbringen, Sitznachbarn. Nach sechs Jahren Mittelstufe würde ich also durchaus behaupten, dass wir beste Freundinnen sind.

»Hat er gerade ... jetzt bringt er sein Tablett weg«, flüstert sie, während ihre Augen an dem Objekt meiner Begierde hängen. Von einem plötzlichen Ruck durchfahren, krallt sie ihre langen Nägel in meine Schulter. »Er sieht wieder her«, quietscht sie begeistert und zappelt unruhig auf ihrem Stuhl herum.

Vor Schmerz verziehe ich das Gesicht. »Chloe! Du durchlöcherst mich«, jammere ich und versuche, ihre Hand abzuschüteln.

»Oh, entschuldige«, murmelt sie abwesend.

Als sie endlich ihre Klauen von mir nimmt, atme ich erleichtert auf und fühle mich imstande, meine Aufmerksamkeit dem Jungen mit den nachthimmelblauen Augen zu widmen. Ich stehe auf Marcel, seit er mir vor zwei Wochen im Flur zugelächelt hat. Ein Lächeln, das mir einfach nicht mehr aus dem Kopf gehen will. Und diese Augen! Sie funkeln wie die Sterne.

»Kann ich mich umdrehen?«, frage ich meine Freundin, ob die Luft rein ist.

Chloe nickt mit geöffnetem Mund.

Seufzend wedele ich mit der Hand vor ihrem Gesicht herum.

»Du sabberst gleich.«

Dann gewähre ich meinem Kopf endlich, wonach er die gesamte Pause verlangt hat. In freudiger Erwartung, einen Blick auf Marcel erhaschen zu können, wende ich mich um ... und lasse enttäuscht die Schultern hängen, als ich sehe, dass er soeben durch die gläserne Kamentür verschwindet.

»Na toll«, stoße ich enttäuscht hervor und schnappe mir mein eigenes Tablett, um es ebenfalls zur Rückgabe zu bringen.

»Thya, warte!«, schreit Chloe mir hinterher. »Du bist doch noch gar nicht fertig!«

Ich ignoriere ihre Einwände und gebe vor, sie nicht gehört zu haben. Der Appetit ist mir vergangen und von diesem widerlichen Brokkoliauflauf bekomme ich keinen Bissen mehr hinunter.

Wie jeden Tag stelle ich das mit Geschirr beladene Tablett auf die dafür vorgesehene Einbuchtung in der Wand. In der Kantine gibt es vier Essensausgaben und vier Essensrückgaben. Wie das System dahinter funktioniert, verstehe ich nicht. Es hat mich auch nie sonderlich interessiert. Alles, was ich tun muss, ist, meine Hand unter eine Metallplatte zu halten, die an einer kleinen Säule vor jedem Tablettfenster befestigt ist, sobald ich das Tablett abgestellt habe, und auf einen kleinen Ton zu warten, der mir die Rücknahme bestätigt.

Doch die Bestätigung für die Einnahme meines Mittagessens bleibt aus. Genervt halte ich meine Hand erneut unter die Platte – mit dem Handrücken nach oben, weil dort der Sensor eingepflanzt wurde – und warte.

Nahrungsaufnahme unvollständig, erscheint auf dem kleinen Display über der Säule.

Ich stöhne auf. Wunderbar.

Energisch ziehe ich das Tablett wieder aus dem Fenster und stapfe zurück an den Tisch. Chloe wartet dort mit einem wissenden Grinsen und verschränkt die Arme vor dem Oberkörper.

»Ich hab dir ja gesagt, dass du noch nicht fertig bist.«

Ihre Klugscheißerei geht mir an manchen Tagen gehörig auf den Wecker.

Wütend schaufele ich mein restliches Mittagessen in mich hinein und schlucke, ohne großartig zu kauen. Warum ich so enttäuscht bin, kann ich rational überhaupt nicht erklären und im Geiste höre ich schon die Zurechtweisung meiner Mutter. Sie missbilligt jede Art von unkontrollierten Gefühlsausbrü-

chen. Wüsste ich nicht, dass sie ein Mensch ist, würde ich sie für einen Hausbot halten, der lediglich menschenähnlich konstruiert wurde.

Doch dass Marcel seit diesem einen atemberaubenden Lächeln kein einziges Wort mit mir gewechselt hat, kratzt an meinem Selbstbewusstsein. Ihn immer nur aus der Ferne anzuhimmeln, lässt mich langsam, aber sicher die Achtung vor mir selbst verlieren.

Dabei bin ich alles andere als übersehbar und hässlich schon gar nicht. Das ist hier im Grunde niemand. Dank der Genmanager sieht jedes Kind, das innerhalb unserer schützenden Stadtmauern das Licht der Welt erblickt, perfekt und hübsch aus. Die Proportionen stimmen, die Haare sind glänzend und gesund, ebenso wie Haut und Nägel. Und dass sich hier keiner ungesund ernährt oder einen Wert über seinem Idealgewicht erreicht, verdanken wir dem strikten Ernährungsplan, der jedem Kind, das sich seine Eltern erschaffen lassen, zugeteilt wird und strengen Kontrollen unterliegt.

Aus diesem Grund sitze ich immer noch in der Kantine und stopfe meinen Auflauf ohne Genuss in mich hinein. Meine Mutter würde an die Decke gehen, wenn ich mich den Vorgaben verweigern würde. In dem Fall wären ihr sogar ihre eigenen Werte gleichgültig.

»Vielleicht solltest du ihn ansprechen?«, schlägt Chloe kauend vor und schnippt einen Fussel vom Ärmel ihres orangefarbenen Pullovers. »Er weiß vermutlich gar nicht, dass du ihn magst.«

Scheppernd lasse ich mein Besteck auf den Teller fallen. Meine Verärgerung schlägt Wellen und gelangt bis zum Nachbarstisch, an dem sich augenblicklich alle Köpfe neugierig in unsere Richtung drehen. Aber das ist mir egal.

»Du hast doch gesagt, dass er mich andauernd anstarrt«, haue ich meiner Freundin ihre eigenen Worte um die Ohren. »Und dass immer der Kerl den ersten Schritt machen sollte«, ergänze ich vorwurfsvoll.

Chloe zuckt mit den Schultern, schielt zerknirscht an mir vorbei und hat plötzlich großes Interesse an den Farbgebungen der Wände.

Mir ist im Moment ziemlich schnuppe, dass in der Kantine unserer Lehreinrichtung die rote Wandverkleidung in ein kräftiges Orange wechselt, dann langsam, als würde sie durch verdünnenden Nebel rinnen, in ein strahlendes Weiß abgelenkt und sich sanft an der untersten Kante an den anthrazitfarbenen Boden schmiegt, obwohl der Kontrast gewaltig ist.

Ich kann nur die sonnengelben Augen meiner Freundin anstarren und mich fragen, was sie mit ihren Ratschlägen bezweckt.

»Willst du mir vielleicht etwas sagen?«, gebe ich ihr Raum für ein Geständnis, das wie verschimmelter Käse unser sonst so unverfängliches Miteinander verpestet.

Marcel ist nicht nur in meinen Gedanken allseits präsent, das ist mir bewusst, aber Chloe hat nie auch nur erwähnt, dass sie ebenfalls Interesse an ihm hat. Es würde jedoch ihre widersprüchlichen Annäherungsvorschläge erklären.

»Nein«, verkündet sie stolz, ohne mich dabei direkt anzublicken. »Ich habe nur meine Meinung geändert. Bei Marcel kommt man mit Nichtstun anscheinend nicht weit.«

Ich verdrehe die Augen und stütze meine Ellenbogen auf dem kalten Tisch ab. Chloe fängt an zu grinsen. Ich kann nicht verhindern, dass mein rechter Mundwinkel ebenfalls zuckt. Für meine Paranoia könnte ich mir manchmal selbst eine Ohrfeige verpassen.

»Dich werde ich ganz sicher niemals nach Beziehungstipps fragen«, verkünde ich stöhnend.

»Ist vermutlich wirklich keine gute Idee«, bestätigt Chloe und lässt ihrer Belustigung über sich selbst und meine Naivität, ihren Ratschlägen zu folgen, freien Lauf.

Lachend schicken wir unsere Tablettis auf den Weg in den Bauch dieses Gebäudes, wo sie vermutlich in einer versteckten Küche in Empfang genommen werden, und schlendern untergehakt in die nächste Leereinheit.

Nach quälend langweiligen Stunden Mathematik und Biologie verlassen wir am Nachmittag endlich die kahlen und minimalistisch eingerichteten Räume der Leereinrichtung im Norden der Stadt und machen uns unter den letzten wärmenden Sonnenstrahlen auf den Weg in Richtung Abholpark. Der mit Büschen gesäumte Gehweg gleicht einer Geraden und bringt uns ohne Umschweife an unser Ziel. Ein paar Mitschüler kommen uns entgegen – allesamt älter als wir –, doch die meisten haben um diese Uhrzeit die letzte Pflichtveranstaltung bereits hinter sich.

Chloe, die ebenso wie ich ihre Lerneinheit für Mathematik mitgenommen hat, bleibt plötzlich stehen und reckt ihr Gesicht in den Himmel, den kleinen Stick fest in ihrer Faust.

»Ist es nicht nervig, dass wir den ganzen Tag da drinnen hocken müssen«, mit der Hand deutet sie auf das weiße Gebäude im Hintergrund, »und erst wieder die Sonne sehen, wenn der Tag schon fast vorbei ist?«, beschwert sie sich.

Ich folge ihrer Geste und schaue mir das Gebäude an, in dem ich bis jetzt die meiste Zeit meines Lebens verbracht habe. »Was würdest du denn unternehmen, wenn du nicht hier sein müsstest?«, entgegne ich interessiert.

Chloe zuckt mit den Schultern, schüttelt den Kopf. »Keine Ahnung.« Ein Schmunzeln zielt ihre Lippen. »Oder doch! Ich würde mir überlegen, wie du Marcel scharf auf dich machst!«

»Du bist so eine Schwätzerin«, werfe ich ihr an den Kopf, kann aber nicht verhindern, dass mir die Röte in die Wangen kriecht. Marcel scharf auf mich machen ... ein beängstigender und dennoch verführerischer Gedanke.

Wir erreichen den Abholpark. Die meisten Autos sind bereits weg, bis auf die der älteren Schüler und Chloes sowie mein Wagen.

Ich umarme meine Freundin zum Abschied und schlendere zu dem verchromten Fahrzeug, das ich einzig und allein wegen seiner Kennung von den anderen unterscheiden kann. Mit meinem Fingerabdruck entriegele ich die Tür und lasse mich auf die breite Sitzbank fallen. Ein Lämpchen an der Kontrolleinheit unter der Frontscheibe blinkt grün auf.

»Nach Hause«, befehle ich der Sprachsteuerung müde, lehne mich zurück und erlaube mir für ein paar Minuten, die Augen zu schließen.

Als ich sie wieder öffne, befinde ich mich bereits in der unterirdischen Garage unserer Wohneinheit. Ich strecke meine Arme in die Luft, bis meine Gelenke knacken, und schüttele die Müdigkeit ab, die noch an mir haftet.

Bevor ich in unser Apartment fahre, kontrolliere ich mein Aussehen in dem Spiegel, der an der Innenverkleidung des Wagens eingelassen ist. Zerknirscht fahre ich mir über das Gesicht und beginne seufzend, mir das kleine bisschen Schlaf aus den Augen zu reiben, das sich während der Fahrt dort eingeknistet hat, kneife mir in die Wangen, damit sie etwas rosiger werden, und binde meine langen blonden Haare erneut zu einem Pferdeschwanz. Wenigstens sind meine Augenringe so gut wie nicht zu sehen. Als ich mich für vorzeigbar halte, wende ich den Blick ab und erschrecke kurz, weil mich der bunte Lichtblitz meiner Iris blendet, der von dem Spiegel reflektiert wird.

Die Farbe meiner Augen ist etwas ganz Besonderes, trichtert mir meine Mutter meine Einzigartigkeit ein, sooft sie die passende Gelegenheit dazu findet. Sie selbst hat, wie sie immer prahlt, auf diese neuartige Mischung bestanden. Meine Augen glitzern wie poliertes Silber, doch wenn man sie aus dem richtigen Winkel betrachtet, leuchtet für einen kurzen Moment das gesamte Farbspektrum eines Regenbogens in ihnen auf. Und gerade weil ich selbst diesen Blickwinkel nicht oft erwische, erschrecke ich jedes Mal, wenn er sich doch ergibt.

Mit einem Ächzen, das mich erschreckenderweise an die Geräusche eines kaputten Bots erinnert, stemme ich mich aus dem Auto und schlurfe zum Aufzug. Mit gekräuselter Stirn reibe ich mir über meine Oberschenkel, die schon seit heute Morgen immer wieder anfangen, zu schmerzen und zu kribbeln. Als wären sie eingeschlafen, fährt bei jedem Schritt ein unangenehmes Stechen meine Wirbelsäule hinauf. Ich habe gehofft, dass es bis heute Abend verschwindet, aber wenn ich mich nicht täusche, wird es eher schlimmer.

Vollkommen erschöpft lasse ich mich gegen das kalte Metall sinken und drücke auf den Knopf, der mich in den vierten Stock befördert. Mit zusammengepressten Zähnen bereite ich mich mental auf die anstrengende und unüberhör- und -sehbare Anwesenheit meiner Mutter vor. Da mein Vater jeden Tag bis spät in den Abend hinein arbeitet, bin ich die meiste Zeit mit ihr allein.

»Ich hoffe doch sehr, dass du die Lerneinheit für deine Mathe-
klausur nächste Woche dabei hast!«

Das ist meine Mutter. Anstatt einer netten Begrüßung bekomme ich eine strenge Zurechtweisung, die noch nicht einmal nötig wäre.

Ich unterdrücke das genervte Seufzen, das in meiner Kehle festhängt, und lächlele freundlich. »Natürlich«, beruhige ich meine Mutter, ziehe zum Beweis den kleinen Stick aus meiner Hosentasche und halte ihn stolz in die Höhe.

Mit einer hochgezogenen Augenbraue nimmt sie ihn mir aus der Hand, um später am Computer zu überprüfen, ob ich auch

– dumm, wie ich ja bin! – nicht den falschen Lernstoff mitgenommen habe.

»Schön«, verkündet sie kühl. »Nach dem Essen kannst du dich dann gleich an die Arbeit machen.«

»Natürlich«, wiederhole ich mit unterdrückter Frustration und folge ihr ins Esszimmer.

MITCHELL

Mit einem lauten Scheppern landet der Kolben auf dem kalten Steinboden der Fabrik und lässt Benny zusammenzucken, der an dem Arbeitstisch neben mir steht.

Sein Kiefer spannt sich an, während er mir einen nervösen Blick zuwirft. Das blonde, leicht grau schimmernde Haar hängt strähmig in seine Augen und verdeckt den Großteil seines Gesichts.

An unserem Arbeitsplatz ist Unauffälligkeit der Schlüssel zum Überleben. Natürlich werden wir nicht sofort niedergeschossen, wenn wir Aufsehen erregen, allerdings lässt die Pistole, die der Aufseher immer in seinem Gürtel trägt, nicht gerade den Wunsch aufkommen, diese Theorie zu überprüfen. Und auf eine Lohnkürzung kann ich ebenfalls gut verzichten.

»Entschuldige«, flüstere ich genervt und bücke mich, um das blöde Teil aufzuheben.

Ich bin unkonzentriert. Das ist heute schon das dritte Mal, dass ich etwas fallen lasse oder mir den Finger einklemme. Wenn ich so weitermache, landet bei der nächsten Gelegenheit der schwere Zünder des Motors auf meinem Fuß und zerquetscht mir die Zehen. Und ich bezweifle stark, dass Tony etwas gegen zertrümmerte Knochen in seinem spärlich ausgestatteten Medizinköfferchen hat.

»Mitchell, hör auf damit«, raunt Benny besorgt, darauf bedacht, nicht zu viel Lärm zu machen und den Aufseher damit anzulocken.

»Womit soll ich bitte aufhören?«, knurre ich. Dabei weiß ich ganz genau, worauf mein ein Jahr jüngerer Leidensgenosse anspielt.

»Dir Sorgen zu machen. Deiner Mutter geht es sicher bald wieder besser.«

Ich erspare mir eine Erwiderung und verdrehe die Augen. Woher will er bitte wissen, ob meine Mum nicht eine Lungenentzündung ausbrütet? Seit vier Tagen hustet sie ohne Unterbrechung und heute Morgen sind Brustschmerzen dazugekommen. Wenn das keinen Anlass zur Sorge gibt, weiß ich auch nicht! Ihr gesundheitlicher Zustand ist auch der Grund, weshalb ich es nicht schaffe, meine Gedanken zum Stillstand zu bringen und mich auf meine Arbeit zu fokussieren. Ich bin unaufmerksam und mache Fehler.

Ich sollte mir freinehmen, denke ich ironisch. Ein verächtliches Schnauben entfährt meinem Mund bei dieser lächerlichen und

vollkommen bescheuerten Idee. Freinehmen! Wenn ich unbedingt meinen schlecht entlohten, aber immerhin bezahlten Job verlieren möchte, sollte ich genau das tun.

»Ich werde sie zu Tony bringen«, kommentiere ich schließlich Bennys kläglichen Beruhigungsversuche.

»Mach das«, bekräftigt er, doch seine Zweifel, dass der einzige Arzt in unserem Bezirk in der Lage sein wird, etwas Schlimmeres als einen einfachen Schnupfen zu kurieren, sind unüberhörbar.

»He! Wer quatscht denn da hinten die ganze Zeit?!«, schallt es plötzlich vom anderen Ende des Fließbandes herüber.

Benny und ich ziehen gleichzeitig unsere Köpfe ein und fangen an, geschäftig herumzuhantieren. Schwere, unheilverkündende Schritte nähern sich gemächlich, aber entschlossen unseren Plätzen. Je lauter das Geräusch wird, das die klobigen Stiefel des Aufsehers auf dem kalten Boden machen, desto schneller schlägt mein Herz. Als der Kerl ganz in unserer Nähe stehen bleibt, stehe ich kurz vor einem Infarkt. Provokant legt er seine bullige Hand auf die glänzende Pistole an seiner Hüfte.

Schnell wende ich den Blick wieder ab und verfluche mich für meine Angst. Habe ich je gesehen, wie er das Teil benutzt hat?!

»Habt ihr gequasselt?«, faucht er die Fabrikarbeiter zwei Tische neben uns an. Wie zwei verängstigte Kaninchen schütteln sie ihre Köpfe. »Ich habe euch etwas gefragt!«, brüllt er jetzt und lässt seine Faust auf den Arbeitstisch niedersausen, dass der gewaltige Knall von den Wänden hallt.

»Nein, Sir«, beeilen sich die beiden, zu sagen und im Anschluss unterwürfig ihre Köpfe zu neigen.

Ein drohendes Brummen schlüpft aus dem Mund des Aufsehers und er sieht sich mit stechendem Blick nach den Unruhestiftern um. Seine sonst so makellose Visage wirft wütende Falten. Wahrscheinlich hat die tägliche Dosis Wachs, mit der er sich für gewöhnlich das Gesicht poliert, heute nicht ausgereicht, um seine Züge zu glätten.

Ich zwingen mich, meinen Kopf ebenfalls gesenkt zu halten, und würde mir gleichzeitig für meine Feigheit am liebsten eine verpassen. Ich hasse diesen Job. Ich hasse diese Fabrik. Ich hasse die Aufseher. Ich hasse die Besitzer dieser Firma. Und vor allem hasse ich die Snobs, die innerhalb ihrer beschissenen Mauer ein perfektes, sorgenfreies Leben führen und uns dafür schufteten lassen.

»Wenn ich auch nur ein weiteres Wort höre, bekommt ihr alle eine Lohnkürzung«, droht das Wachsgesicht hämisch grinsend und wirft jedem von uns, einen vielsagenden und herablassenden Blick zu, bevor er sich umdreht und zurück an seinen Aussichtspunkt stapft.

Das kollektive Aufstöhnen wird von unserer Angst verschluckt. Dass der Kerl keine Witze macht, ist jedem Einzelnen von uns bewusst.

Mit verbissener Miene beobachte ich, wie der Scanner die Furchen meiner schwieligen Finger identifiziert. Als endlich der Summer ertönt, der mir den Lohnübertrag des heutigen Tages

bestätigt, atme ich erleichtert auf und mache mich auf den Weg zu den Umkleiden, wo Benny bereits auf mich wartet.

»Ich würde diesen Arschlöchern am liebsten ein paar Nägel in ihre aufgeblasenen Köpfe schlagen«, flucht er und knallt die Tür seines Spindes zu. Aufgebracht fährt er sich mit den Händen durch die kinnlangen Haare.

Ich reiße mir gerade meine staubige Arbeitskleidung vom Leib und werfe sie auf die Bank, die den Raum in zwei Hälften teilt, bevor ich meinem Kumpel zustimme. »Oder sie in die Metallpresse stecken«, erwidere ich grinsend.

Während ich meinen eigenen Spind öffne und mich in dem dreckigen Innenspiegel betrachte, schwelgen wir für ein paar Sekunden in unseren Vorstellungen von grausamen Foltermethoden für die Snobs und unserer erdachten Rache. Dann werfe ich dem zwanzigjährigen Kerl, der durch das Schuften, den Staub und Dreck der Fabrik mindestens fünf Jahre älter aussieht, einen mitleidigen Blick zu, ziehe mir mein graues Shirt über den Kopf und fort sind die unrealisierbaren Machtverschiebungen. Ich bin nun mal auf das Geld angewiesen, das ich hier verdiene, und dagegen kann ich nichts machen. Mich zu Tode zu hungern, ist keine annehmbare Alternative und die Reichen in der Stadt besitzen alles, was es nur zu besitzen gibt. Daran ist nicht zu rütteln.

Als Benny sich fertig angezogen und mit seinem Rucksack über der Schulter auf die Bank setzt und müde aufstöhnt, boxe ich ihm gegen die Schulter. »Nur noch morgen, dann ist Ruhetag«, erinnere ich ihn an unseren liebsten Tag in der Woche.

Er hebt einen Mundwinkel und reibt sich müde über das Gesicht. »Ich will jetzt nur noch nach Hause, unter die Dusche und anschließend zu Fletcher«, verkündet er.

»Wegen des Fernsehers oder wegen seiner Schwester?«, necke ich ihn und binde mir die Schuhe zu.

Benny winkt gelassen ab. »Theresa arbeitet bestimmt noch. Außerdem will ich einfach nur meinen anderen besten Freund besuchen.«

Ja, klar. Und wenn man mir einen Haufen Kohle anbietet, lehne ich ab.

»Der Terri-Markt hat schon geschlossen«, teile ich ihm vielsagend mit. »Aber ich denke, das weißt du selbst«, füge ich flüsternd hinzu, wissend, dass Benny seit geraumer Zeit auf Fletchers Schwester steht.

Theresa arbeitet in dem bestbesuchten Supermarkt des westlichen Bezirks, der an manchen Tagen sogar frische Orangen und diese leckeren knackigen goldgelben Brötchen vorweisen kann.

»Wie auch immer«, wechselt Benny das Thema. »Kommst du mit?«

Ich verziehe das Gesicht und kaue auf der Innenseite meiner Wange herum. Eine schlechte Angewohnheit, die sich verstärkt bemerkbar macht, wenn ich gestresst bin. »Eher nicht, Mann. Meine Mum ...«

Verständnisvoll nickend steht er auf und streckt mir seine Hand entgegen. Ich schlage ein und wir klopfen uns gegenseitig auf die Schultern, dass der Staub nur so rieselt.

»Dann bis morgen. Und wünsch deiner Mutter gute Besserung von mir.«

Zum Abschied hebe ich die Hand. »Mach ich. Danke, Benny.«

Kaum verlasse ich die drückende Hitze meines Arbeitsplatzes, atme ich auf. Der kurze Kiesweg zwischen Fabrikgelände und Bezirk verschafft mir eine lächerlich kleine Verschnaufpause. Die Luft in den Bezirken ist nämlich nicht die beste, da der ganze Smog der Arbeitsviertel die meiste Zeit zu den Wohnblöcken geweht wird. Zwar ist sie zerstreut und großflächig verteilt allemal besser als konzentriert und auf engstem Raum, aber zusammen mit dem widerlichen Atem, den der Bezirk selbst ausstößt – vor allem jetzt, da der Sommer vor der Tür steht –, ergibt sich eine unangenehme Mischung.

Ich scheuche eine Fliege davon, die um meinen Kopf kreist, und mache mich auf den Heimweg. Schon vor Jahren habe ich damit aufgehört, meine unmittelbare Umgebung genauer zu betrachten. Wer möchte auch andauernd daran erinnert werden, dass er nur ein paar Abfälle mehr davon entfernt ist, auf einer Müllhalde zu leben? Die Leute werfen ihren Unrat einfach auf die Straße, wenn sie keine Lust haben, zur Deponie zu laufen. Ich kann es mir durchaus einbilden, aber seit meinem sechsten Lebensjahr ist die Zahl der Faulpelze stetig gewachsen.

Darauf bedacht, meine Augen auf den rissigen Asphalt vor mir gerichtet zu halten, gehe ich mit schnellen Schritten durch die breite Hauptgasse. Hier und da kicke ich eine zerbrochene

Flasche zur Seite oder umgehe eine Pfütze undefinierbaren Ursprungs.

An manchen Tagen spiele ich mit dem Gedanken, Mum dazu zu überreden, in den Wald ein paar hundert Meter nördlich des Bezirks zu flüchten. Wir könnten uns ein Haus aus Stöcken und Lehm bauen, Beeren sammeln und Jagd auf wilde Tiere machen. Noch dazu leben wir im ebenen Flachland. Keine Berge oder schwer überwindbares Gelände würden uns aufhalten.

Dass wir wahrscheinlich keine zwei Wochen überleben würden, weil ich nicht die geringste Ahnung vom reinen, ursprünglichsten Überleben habe, ist wohl der Grund, weshalb ich diese Schnapsidee immer wieder verwerfe. Das und die Tatsache, dass Mum in ihrem aktuellen Zustand nicht einmal mehr richtig laufen kann.

Ich halte inne und starre nach vorn. Spontan nehme ich die nächste Abkürzung und beschließe, einen kurzen Abstecher zu Tony zu machen. Einen Versuch ist es wert. Der selbst ernannte Arzt, der überwiegend mit homöopathischen Mitteln arbeitet, wohnt und praktiziert nur wenige Straßen von meinem Wohnblock entfernt. Die Chance, dass er uns helfen kann, ist nicht allzu groß, aber immerhin vorhanden.

Ich klopfe an die dunkelbraune morsche Tür, bevor ich das Erdgeschoss eines heruntergekommenen Gebäudes betrete. Blinzelnd harre ich ein paar Sekunden in dem verdunkelten Flur aus, bis sich meine Augen an das gedimmte Licht gewöhnt haben.

»Tony?«, rufe ich in die Stille. »Bist du da?«

Da das hier keine Praxis ist, wie sie in der Stadt existieren, oder gar eine Art Krankenhaus, gibt es auch keine geregelten Sprechzeiten. Entweder hat man Glück und erwischt den komischen Kauz, der früher in dem gesegneten Teil unserer Gesellschaft gelebt haben muss, oder man ist gezwungen, zu einer anderen Tageszeit oder an einem völlig anderen Tag wiederzukommen.

Ich will mich gerade enttäuscht umdrehen, als ein Scheppern aus dem hinteren Teil der zweckentfremdeten Wohnung zu mir nach vorn dringt. Ich mache ein paar Schritte in diese Richtung und rufe fragend: »Tony?«

»Einen Moment«, antwortet seine raue Stimme und ich gestatte mir, erleichtert aufzuatmen.

Während Tony im hinteren Teil seiner Wohnung zugange ist, sehe ich mich befangen um. Lediglich ein paar Haken in der Wand, an denen Jacken und undefinierbare Kleidungsstücke hängen, zeugen davon, dass hier jemand lebt.

Vorsichtig linse ich in einen der angrenzenden Räume. Ein Tisch, ein Schrank, ein alter Teppich und ein Regal mit Fläschchen und Tuben teilen sich das Zimmer und sehen allesamt gebraucht und nicht mehr allzu neu aus. Angesichts des komischen Geruchs nach Erde und Essig, der mir entgegenströmt, verziehe ich das Gesicht und mache einen Schritt zurück.

»Hoppla«, lacht Tony, als ich dabei gegen ihn rempele.

»Oh, tut mir leid«, stoße ich hervor und weiche vor ihm zurück, sodass ein angemessener Abstand zwischen uns Platz findet.

Der alte Mann mit der hohen Stirn und dem seltsamen spärlich vorhandenen und leicht grün schimmernden Haar hebt fröhlich die Arme, als befänden wir uns in einem Laden voller Süßigkeiten, von denen ich mir so viele aussuchen dürfte, wie ich möchte, und lächelt. »Was kann ich für dich tun, mein Junge?«

Ein Besuch beim Arzt ist zwar in der Regel kein Grund zur Freude, aber ich erwidere seine freundliche Geste trotzdem und antworte: »Meine Mum ist ... also es geht ihr nicht so gut.«

»Was fehlt ihr denn?«, will Tony wissen. Augenblicklich verwandelt sich seine offene Miene in ein düsteres und ernst dreinblickendes Gemälde und ich bilde mir ein, etwas von dem seriösen Doktor zu sehen, der er einst gewesen sein muss.

»Sie hustet seit Tagen und heute Morgen sind Schmerzen in der Brust dazugekommen«, erkläre ich besorgt und würde bei dem daraufhin erscheinenden Ausdruck in seinem Gesicht am liebsten die Flucht ergreifen. »Ist es eine Lungenentzündung?«, hauche ich bestürzt und sehe meine Mum bereits mit schneeweißem Gesicht im Bett liegen.

Tony runzelt angestrengt die Stirn, kneift die Augen zusammen und schiebt nachdenklich seine Unterlippe vor und zurück. »Dazu müsste ich sie untersuchen, aber ich tippe eher auf eine Bronchitis«, rätselt er und betritt den eben von mir erkundeten Raum, um fahrig sein Flaschenarsenal zu durchwühlen. »Hat sie schleimigen Auswurf?«

»Äh ...«, stammele ich überfordert und kratze mich am Kopf.

»Hört sich ihr Husten eher verschleimt oder trocken an? Rasselt es, wenn sie atmet?«, spezifiziert Tony seine Frage und ich muss beschämt ins Blaue raten.

»Ich würde sagen, schleimig«, entscheide ich aus dem Bauch heraus und sehe dabei zu, wie er sich durch das Regal arbeitet. »Hast du etwas dagegen?«

Anstatt zu antworten, murmelt er unverständliches Zeug vor sich hin und beachtet mich überhaupt nicht.

»Tony?«

Endlich beendet er seine Suchaktion, stemmt die Hände in die Hüfte und schüttelt den Kopf. »Tut mir leid, Junge. Ein Antibiotikum habe ich nicht, aber ich kann dir eine Kräutersalbe mitgeben. Damit soll sie sich das Dekolleté einreiben und wenn es in einer Woche nicht besser ist, sehe ich sie mir an. Allerdings ... kann ich nicht mehr tun, als mir Medikamente zur Verfügung stehen.«

»Und wo bekomme ich ein Antibiotikum her, wenn es ihr schlechter geht?« Ich habe das erdrückende Bedürfnis, mich in einer Ecke zu verkriechen und zu weinen. Allerdings wäre das für einen gestandenen Mann wie mich mehr als peinlich.

»Das Zeug zu besorgen ist beinahe unmöglich und ... es tut mir leid, auch unbezahlbar«, offenbart er niedergeschlagen.

Ich spüre bereits das Brennen in meinen Augen. »Also ... kann ich nichts tun?«, hauche ich fassungslos.

»Wenn du dir keine Medizin aus dem Ärmel schütteln kannst«, scherzt Tony halbherzig, »dann nicht, nein.« Traurig und voller Mitgefühl drückt er mir die Tube mit der Salbe in die Hand.

Ich umschließe sie mit meinen zittrigen Fingern, halte mühevoll die Verzweigung in Schach. »Was bekommst du dafür?«, schniefe ich.

»Ist schon in Ordnung, Junge. Wünsch deiner Mutter gute Besserung.«

Dankbar nickend verlasse ich sein Heim und trete auf die verdreckte Straße.

»Mum? Mum, ich bin wieder da.«

Leise schlüpfte ich aus meinen Schuhen und stelle sie neben die Wohnungstür. Einen Flur gibt es bei uns nicht und so stehe ich direkt in unserem Wohnbereich.

Als keine Antwort kommt, werde ich leicht panisch. »Mum?«

Unsere Wohnung ist nicht groß, genauer gesagt ist sie nur ein paar Quadratmeter davon entfernt, winzig zu sein. Die Ausstattung unserer Wohnküche gegenüber genügt gerade mal, um Mahlzeiten für zwei Personen zu kochen. Das Schlafzimmer, das sich hinter der Tür rechts von mir befindet, teile ich mir mit Mum, seit ich denken kann, und das Bad ist so winzig, dass ich mich jedes Mal selbst zu meinem Erfolg beglückwünsche, wenn ich es schaffe, mich um die eigene Achse zu drehen. Dass Mum mich also in jeder Ecke dieses Kastens hören sollte und das offensichtlich nicht der Fall ist, beunruhigt mich.

»Mum?«, wiederhole ich nun zum dritten Mal und klopfe an die Badezimmertür.

»Ich bin hier, mein Schatz!«, schallt es gedämpft aus dem Schlafzimmer und mir fällt ein Stein vom Herzen. Doch der darauffolgende Hustenanfall lässt mich beinahe schmerzlich zusammenzucken.

Ich drücke die Tür auf und finde meine Mutter sitzend auf ihrem Bett, das Nähzeug in der Hand. Aufgebracht haste ich

auf sie zu. »Hatten wir nicht ausgemacht, dass du die Arbeit heute mal sein lässt?«, werfe ich ihr vor und kann ein verärgertes Schnauben nicht unterdrücken.

Als ich versuche, ihr die Nadel und die löchrige Hose, die sie in ihren kalten Händen hält, zu entwinden, fährt sie mich streng an: »Mitchell, wer von uns beiden ist der Erwachsene?!«

»Im Moment bin ich mir da nicht sicher«, platze ich heraus und füge beleidigt hinzu: »Außerdem bin ich zwanzig, Mum. Ich bin genauso erwachsen wie du!«

»Dann verhalte dich auch so«, gibt sie liebevoll lächelnd zurück und ich könnte sie für ihre entwaffnende Sanftheit verfluchen.

»Das kann ich gern machen, wenn du es auch tust«, antworte ich patzig, lasse jedoch von ihrem Arbeitsmaterial ab.

Kompromissbereit streichelt sie über meinen Unterarm und sagt: »Ich mache nur das hier noch fertig. Versprochen.«

Weil ich keine weitere Meinungsverschiedenheit provozieren will, gebe ich nach, schlurfe in die Küche und setze Wasser für einen Tee auf.

Nach einer ausgiebigen Dusche, die mir Staub und Dreck der Fabrik aus jeder Pore entfernt hat, sitzen wir gemeinsam am Tisch. Ich gieße jedem von uns eine Tasse warmen Tee ein und krame die Salbe von Tony aus meinem Rucksack, der an meinem Stuhlbein lehnt.

»Hier.« Ich lege das Arzneimittel neben die Hände meiner Mutter, die ihre Tasse umfasst, um sich die Finger zu wärmen.

Sie runzelt die Stirn. »Was ist das?«

»Gegen deinen Husten. Ich war vorhin bei Tony«, erkläre ich und setze die Tasse an meine Lippen. »Damit sollst du dich hier eincremen.« Zur Verdeutlichung zeige ich auf meine Brust.

Zögerlich nimmt sie die Salbe zwischen ihre Finger und hebt anschließend den Kopf, um mich tadelnd anzusehen. »Was hat das gekostet?«

»Mum«, stöhne ich. »Erstens ist das völlig egal und zweitens: Nichts.« Scheppernd stelle ich meine Tasse wieder ab.

»Nichts?«

»Es wird wahrscheinlich sowieso nicht helfen«, murmle ich niedergeschlagen und benötige auf einmal mehr Tee, um die Kälte in meinem Herzen zu vertreiben, die sich dort bei dem Gedanken an ein Leben ohne meine Mutter breitmacht. Proportional dazu wächst der Hass auf die Snobs, die ihre Technik und Errungenschaften lieber dafür nutzen, sich ihre Kinder zu züchten, als uns zu helfen.

»Mitchell.« Mum greift nach meinen Händen und drückt sie. »Das wird schon wieder.«

Warum habe ich dann diesen schweren Stein in meinem Magen, der mir das Gegenteil verkündet?



THYA

Stöhnend schlage ich die Decke zur Seite und rappele mich auf. Augenblicklich verstummt der Weckruf, der von dem kleinen Sensor über meinem Bett ausgeht, und macht der morgendlichen Trägheit Platz, die sich für gewöhnlich in mir ausbreitet. Draußen sind bereits die ersten Menschen unterwegs, doch das leise Surren ihrer Autos dringt nicht bis in mein Zimmer und so herrscht hier Totenstille. Auch daran bin ich gewöhnt.

Benommen schlurfe ich zu meinem aus gezüchtetem Tropenholz gezimmerten rostbraunen Kleiderschrank und wühle in meinen Klamotten herum, auf der Suche nach dem passenden Outfit für den heutigen Tag. Nach reiflicher Überlegung entscheide ich mich für ein hellblaues Kleid und eine hautfarbene Strumpfhose. Beides wird meine Augen hervorheben und meiner Mutter daher keinen Grund liefern, mein Aussehen zu kritisieren. So zumindest die Theorie.

Im Bad unterziehe ich meinem Körper das volle Programm samt Peeling und Haarkur und achte anschließend auf die sorgsame Drapierung meiner blonden Haarpracht. Nur die kleinste verirrte Strähne könnte mein sozialer Untergang sein und muss deshalb gebändigt werden. *Perfektion ist alles*, schallt die scharfe Stimme meiner Mutter in meinem Kopf.

Als ich mich für alle Eventualitäten gewappnet fühle, trete ich auf den Flur hinaus und nehme das leise Gluckern der Kaffeemaschine wahr.

Wenn ich ganz viel Glück habe, schläft meine Mutter noch und ich kann allein mit meinem Vater frühstücken, der um diese Uhrzeit bereits seinen ersten Kaffee schlürft.

Mit angehaltenem Atem linse ich am Türrahmen lehnend um die Ecke. Ein erleichtertes Aufseufzen entwischt meiner Kehle und veranlasst den seit seinem neunundzwanzigsten Lebensjahr nicht gealterten Mann dazu, sich zu mir herumzudrehen.

Mein Vater ist ein außergewöhnlich schöner Mensch, was nicht an den Genmanagern liegt, sondern schlicht an seiner Art. Er kann lächeln und tut es auch, wann immer es sich anbietet. Sein faltenloses Gesicht wirkt deshalb nie starr oder leblos wie das meiner Mutter. Die rotbraunen Haare trägt er zwar in einem ordentlichen Haarschnitt, aber auch sie erwecken nicht den Eindruck, als bestünden sie aus regungslosem Stein.

»Guten Morgen, Thya. Hast du gut geschlafen?« Auch jetzt lächelt er, nachdem er kurz den Blick gehoben hat und mich ansieht.

»Morgen, Papa.« Ich nehme mir ein Brötchen aus dem Wärmekorb und setze mich neben ihn. Teller und Besteck liegen schon vor mir auf dem Tisch. »Ja, und du?«

»Ebenfalls«, erklärt er und lässt seinen Kopf wieder sinken. Damit ist unser kurzes Gespräch beendet.

Er widmet sich seinem Newspad, um sich über die aktuelle politische Lage und die neuesten Ereignisse zu informieren, und ich streiche Butter, die von der Heizplatte in der Mitte des Tisches als streichzart eingestuft wurde, auf meine untere Brötchenhälfte.

Die Atmosphäre ist so viel angenehmer, wenn ich nicht jede Sekunde von einem Paar stehender Augen daran erinnert werde, dass ich in jeder Hinsicht perfekt sein muss. Egal ob es die Noten, mein Benehmen, mein Aussehen oder meine Wirkung auf andere Menschen betrifft. Wenn meine Mutter im Raum ist, fühlt es sich an, als läge eine kalte, steife, mahnende Hand in meinem Nacken.

»Wenn du später gehst, sei bitte leise. Deine Mutter hatte gestern einen langen Tag im Labor«, bittet mein Vater, als er aufsteht, um zur Arbeit in der städtischen Zentralverwaltung zu fahren.

Ich nicke kauend.

Auf keinen Fall werde ich riskieren, sie zu wecken, damit sie mir den Morgen ruinieren kann. Dafür hat er viel zu gut angefangen.

»Hab einen schönen Tag.« Mein Vater drückt mir einen Kuss auf die Stirn.

Ich schlucke den in meinem Mund zu Brei gewordenen Bissen hinunter und erwidere: »Du auch.«

Als das Auto eine halbe Stunde später wieder in der Garage steht und ich darüber von meinem Inkoar – was für *Informations- und Kommunikationsarmband* steht – informiert wurde, verlasse ich die Wohnung so leise wie ein Windhauch.

Weil mir nach Bewegung zumute ist, nehme ich statt des Aufzugs die Treppen.

Im Erdgeschoss lächele ich einer Nachbarin zu und tippe anschließend auf mein Inkoar, um Chloe anzurufen. Nur wenige Sekunden später erscheint ihr Gesicht auf dem kleinen gebogenen Display.

»Ich weiß nicht, ob ich lieber die goldenen oder die dunkelgrünen Schuhe anziehen soll«, jammert sie ohne eine Begrüßung drauflos. »Was passt besser zu einer nebelgrauen Hose?«

»Meinst du die goldenen Schuhe mit den Absätzen oder die geschnürten?«, will ich wissen.

»Die geschnürten.«

Ich tippe mir nachdenklich ans Kinn und steige währenddessen in das Auto. Die Zeit, die ich brauche, um den Wagen anzulassen und ihm zu sagen, wohin ich möchte, nutze ich, um eine Entscheidung für meine Freundin zu treffen.

»Nimm lieber die dunkelgrünen«, entscheide ich schließlich.

»Gute Idee«, befindet Chloe strahlend. »Danke, Thya.«

Das Auto hat bereits die Garage verlassen und ist auf dem Weg zur Lehnrichtung.

»Bist du schon unterwegs?«, fragt meine Freundin überrascht. Sie muss das leise Surren hören oder einen Blick aus dem Fenster neben mir erhascht haben.

»Ja, bin ich. Meine Mutter schläft noch und ich wollte ...«

»Weg sein, bevor sie aufwacht«, vollendet Chloe meinen Satz.

Sie weiß, wie anstrengend meine Mutter ist und wie unwohl ich mich in ihrer Gegenwart fühle. Ihre Präsenz ist erdrückend. Chloe kann das bezeugen, sie war schon bei uns zu Besuch. Bei dem strengen und stechenden Blick meiner Mutter würde man sich am liebsten vor sie auf den Boden werfen und um Vergebung bitten, selbst wenn man gar nichts verbochen hat.

Wir werfen uns einen vielsagenden Blick zu.

»Na schön, ich werde mich dann auch mal auf den Weg machen«, verkündet meine beste Freundin. »Bis gleich.«

»Bis gleich«, wiederhole ich, dann unterbrechen wir die Verbindung.

Draußen ziehen die immer gleichen weißen Häuser an mir vorbei. Unser Auto, das wie jedes andere mit dem Verkehrsnetz verlinkt ist und sich allein durch die Straßen fädelt, fährt an ein paar Geschäften, dem grünen Zentralpark und der großen medizinischen Forschungseinrichtung vorüber, bevor der Wagen schließlich in den Bildungssektor der Stadt einbiegt. Bei meiner Ankunft fährt er langsam an den Bürgersteig und lässt mich nahe dem Eingang aussteigen. Per Sprachsteuerung schicke ich ihn in den Abholpark, von wo aus ich später wieder nach Hause gefahren werde, und drehe mich um.

Der letzte Lehrtag vor dem Ruhetag ist immer der anstrengendste. Man schaut gefühlt alle zwei Sekunden auf die Uhr

und hofft, dass die Stunden schneller verstreichen. Kaum einer kann sich da auf den Unterricht konzentrieren, aber es hilft nichts, sich dagegen zu sträuben. Was sein muss, muss sein. Also steuere ich seufzend die große Eingangstür an.

»Was guckst du denn so komisch?«

Chloe zieht ihre Brauen zusammen und mustert mich eingehend. Ich schaue über die Schulter, um zu überprüfen, ob sie etwas im Hintergrund fixiert, doch als ich mich wieder ihr zuwende, ruht ihr eindringlicher Blick noch immer auf mir. Genauer gesagt direkt auf meinen Augen.

Wir sitzen in der Informatikstunde an gegenüberliegenden Computerterminals und sollen eigentlich die Aufgabe lösen, die unser Lehrbeauftragter uns vor einer halben Stunde gestellt hat. Doch Chloe scheint völlig abgelenkt zu sein.

Ich reibe mir über die Oberschenkel, die wieder zu kribbeln begonnen haben, und fuchtele mit der Hand vor dem Gesicht meiner Freundin herum. »Stadt an Chloe. Hallo, jemand zu Hause?«

Überrascht blinzelt sie, schüttelt verwirrt den Kopf. »Tut mir leid, es ist nur ...«

»Was?«, will ich stirnrunzelnd wissen.

»Deine Augen.«

Ich habe keinen blassen Schimmer, wovon sie spricht. »Was ist mit meinen Augen?«, versuche ich, ihr eine Erklärung für ihr seltsames Verhalten zu entlocken.

Chloe fängt an, auf ihrer Unterlippe zu kauen.

»Jetzt sag schon!«, fordere ich energischer.

»Sie leuchten wie ein Regenbogen«, flüstert sie schließlich.

Ein erleichtertes Lachen vertreibt die Anspannung aus meinem Körper, handelt mir aber einen mahnenden Blick unseres Lehrbeauftragten ein. Ich lächle ihn entschuldigend an und richte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Bildschirm vor mir.

»Das tun sie eben manchmal«, flüstere ich in Chloes Richtung, ohne sie dabei anzusehen.

Ihre Antwort kommt zögerlich. »Schon, aber ... nicht so ... extrem.«

Extrem?

Verunsichert schalte ich die Kamera meines Inkoars ein und mustere mich eingehend. Erschrocken ziehe ich Luft zwischen die Zähne.

Ein paar Gesichter drehen sich fragend in meine Richtung, doch ich ignoriere ihre hochgezogenen Augenbrauen und überraschten Mienen.

Die Iris meines sonst einfarbigen Auges schimmert in den unterschiedlichsten Farbnuancen. Nicht nur in einem flüchtigen Aufleuchten, sondern kräftig, strahlend und vollkommen präsent. Von meinem Silber ist nicht das Geringste zu sehen.

Mit zittrigen Fingern fahre ich über meine Lider, blinzele, um eine optische Täuschung auszuschließen, und schlucke den Schock hinunter, der mit einem dumpfen Aufprall in meinem Magen landet.

»Das ist nicht normal«, spricht Chloe die Worte aus, die wie Flummis in meinem Kopf umherspringen.

Das ist nicht normal.

Aber nur weil es noch nie passiert ist, muss das noch lange nicht heißen, dass es nicht normal ist. Oder vielleicht ist es schon mal passiert und ich habe es nur nicht gemerkt? Das wäre möglich. Ja, das ist sogar sehr denkbar.

Chloes Reaktion auf etwas, das sie noch nie an mir gesehen hat, macht sie nur panisch. Ich darf mich davon nicht so leicht anstecken lassen.

Das ist nichts, nur eine Belanglosigkeit.

Abwesend fahre ich mir über die Beine und konzentriere mich dann wieder auf meine Aufgabe. Chloes besorgte Blicke, die sie mir für den Rest der Stunde immer wieder zuwirft, blende ich aus.

»Das vorhin war seltsam. Oder? Thya, das war doch seltsam? Kannst du mal aufhören, so laut zu kauen?!«

Stöhnend lege ich die Gabel beiseite, stütze meine Ellenbogen auf dem Tisch ab und verschränke meine Finger ineinander. Wir sitzen uns wie in einem Verhör gegenüber. Chloe mit weit aufgerissenen Augen, hochgezogenen Augenbrauen und Verständnislosigkeit über meine scheinbare Gleichgültigkeit in ihrem Blick, und ich mit gelangweilter Miene, gespielmtem Desinteresse und nervös zuckenden Füßen.

»Können wir bitte aufhören, darüber zu reden?«, dränge ich.
»Es war doch überhaupt nichts. Warum bist du so komisch?«

Dann haben meine Augen eben für ein paar Minuten wie ein Eimer voll leuchtender Farben geglüht! Jetzt ist es vorbei und wir können das Ganze vergessen. Als hätte ich sie bei einer

illegalen Aktivität ertappt, wendet sie ruckartig den Kopf ab und starrt ans andere Ende der Kantine.

»Chloe?«

»Hast du Gredy eigentlich mal wieder gesehen?«, wechselt sie ›unauffällig‹ das Thema.

»Wie kommst du denn jetzt darauf?«

Gredy, der eine Stufe unter uns ist und seit mehr als vier Tagen nicht mehr zu den Lehrveranstaltungen erscheint, was ziemlich ungewöhnlich ist, da es keinen logischen Grund für sein Fernbleiben gibt, kümmert mich gerade herzlich wenig.

Chloe kaut unruhig auf ihrer Lippe herum, was mich ärgerlicherweise nervös macht, und dafür würde ich ihr zu gern eine scheuern.

»Chloe?«

»Nicht so wichtig. Wahrscheinlich hast du recht.«

Schlagartig beendet sie ihr nervöses Lippenkauen, hört auf, paranoid im Saal umherzuschauen, und lächelt mich an, als wäre nichts gewesen.

Ich starre sie entgeistert an. »Du machst mir Angst, Chloe.«

»Tut mir leid«, seufzt sie. »Es ist nur ... Ach, zu Hause gab es heute Morgen Stress und ... Vergiss es einfach. Lass uns lieber überlegen, warum Marcel noch nicht hier ist.« Ihre Augen nehmen einen verschwörerischen Glanz an.

»Er hat heute keinen Nachmittagsunterricht«, helfe ich ihr auf die Sprünge.

Chloe schlägt sich mit der flachen Hand auf die Stirn, als wäre es ein Verbrechen, den Wochenplan meines Schwarms zu vergessen, und meint: »Stimmt ja.«

Vielleicht klingt es gemein, aber als ich am späten Nachmittag endlich nach Hause fahre, kann ich nicht anders, als erleichtert zu sein.

Die Erleichterung verschwindet schneller, als ich mich von ihr verabschieden kann, als meine Mutter mich zu Hause in Empfang nimmt und natürlich sofort zu erfahren wünscht, wie meine Leistungen sind. Kommentarlos überreiche ich ihr das auf einem Stick gespeicherte elektronische Protokoll, das wir nach jeder Woche bekommen und in dem die Lernergebnisse unserer letzten Einheiten verzeichnet sind, und bete insgeheim, dass es nichts zu bemängeln gibt.

Nach eingehender Prüfung und nachdem mein Vater von der Arbeit gekommen ist, ruft sie mich zum Abendessen. Ich werte es als gutes Zeichen, dass wir nicht über die Ergebnisse reden. Mittlerweile frage ich auch nicht mehr nach.

Meine Eltern unterhalten sich über den Tag, während ich in meinem Essen herumstochere und über Chloes seltsames Verhalten nachdenke. Das Resultat meiner Grübeleien ist, dass meine Freundin eben manchmal am Rädchen dreht. In ihrem Elternhaus geht es auch nicht sehr viel ›lockerer‹ zu als in meinem und der Druck, unter dem wir stehen, kann einen schon mal die Nerven kosten.

Im Bad stehe ich eine ganze Weile vor dem riesigen Spiegel, der fast eine gesamte Wand einnimmt und den Raum mit der Regendusche und der beheizten Toilette viel größer erscheinen lässt, als er in Wirklichkeit ist. Stirnrunzelnd stütze ich mich mit den Händen am Waschbecken ab und inspiziere jeden

Quadratmillimeter meiner wieder silbern glänzenden Iris. Lustigerweise bezeichnet man diesen Teil des Auges auch als Regenbogenhaut. Ob meine Mutter von diesem alternativen Namen zu meiner temporären außergewöhnlichen Augenfarbe inspiriert wurde? Denkbar wäre es.

Ich will mich schon abwenden und ins Bett gehen, als mich ein Aufblitzen innehalten lässt. Mit klopfendem Herzen wende ich mich wieder meinem Spiegelbild zu und taumele zwei Schritte zurück, als ich sehe, was Chloe heute Mittag so aus der Fassung gebracht hat. Und jetzt mich ... Meine Augen funkeln nicht nur, sie strahlen förmlich. Schillerndes Blau, Grün, Rot, Gelb, Orange, Violett und Indigo erhellen den Raum.

Überrascht, schockiert und völlig perplex keuche ich auf. Das ist in der Tat noch nie passiert. Ich hätte es merken oder jemandem aus meiner unmittelbaren Umgebung hätte es auffallen müssen. Aber wenn ich allein war? Oder geschlafen habe?

Mit zitternden Händen fahre ich über den Spiegel, an der Stelle, an der mir meine seltsamen Augen entgegenleuchten.

»Was ist das?«, murmele ich zwischen zwei tiefen Atemzügen.

Das Kribbeln in meinen Beinen, das ich zuvor ausgeblendet hatte, wird stärker. Ich senke den Blick, als der Boden unter meinen Füßen auch schon nachgibt und mich in einen tiefen Abgrund zieht.



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag